

**Zeitschrift:** Appenzeller Kalender  
**Band:** 198 (1919)

**Artikel:** Des Kalendermanns Gruss zum fünften Kriegsjahr  
**Autor:** [s.n.]  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-374607>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 04.04.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

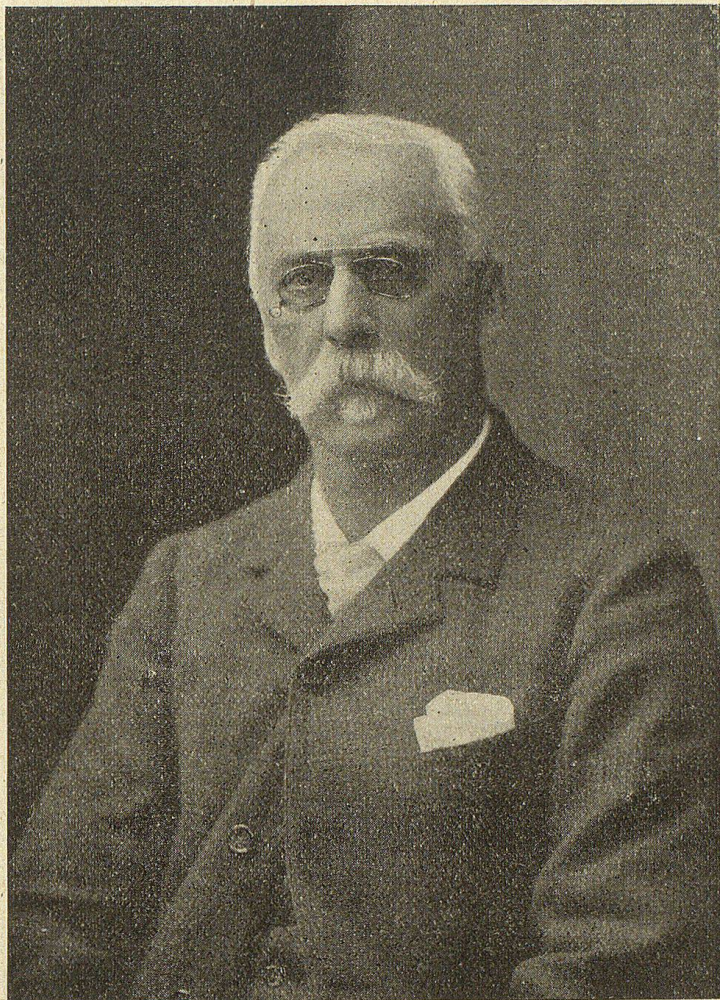
## Des Kalendermanns Gruß zum fünften Kriegsjahr.

In der hl. Schrift heißt es: „Es wird Volk wider Volk aufstehen, und Reich wider Reich, und es werden Seuchen, Hungersnöte und Erdbeben sein, Ort für Ort“. Ihr lieben Leser, steht es nicht seit vier Jahren buchstäblich so aus in der Welt, wie Christus es vor bald 1900 Jahren kündete. Ein Elend und eine Trauer sind über die Menschheit gekommen, ein Rasen der Vernichtung, wie man es vor sechs Jahren noch für unmöglich hielt. Und gar mancher fragt bange, ob denn der barmherzige Gott noch lebe. Ja, mein Freund, er lebt noch. Denn das entsetzliche Unglück, das jetzt über unsere Erde hereingebrochen ist, es ist Menschenwerk, es läßt sich bis in seine Anfänge verfolgen und tut man das, so wird man sehen, wie menschliche Unzulänglichkeit, Herrschsucht und Größenwahn seit Jahr und Tag das Holz zum jetzigen Weltbrande herbeischleppten. Lassen wir darum vor allem das Gottvertrauen in dieser furchtbaren Zeit nicht sinken. Es gibt uns die Kraft zum Durchhalten.

Der Himmel hat, Gott sei Dank, dem Schweizervolk das Durchhalten erträglicher gemacht als allen andern Völkern Europas, unendlich erträglicher vor allem als den Völkern in den kriegsführenden Staaten, ganz abgesehen von den ungeheuren Blutverlusten, die auf diesen lasten, die z. B. einzig in Frankreich so groß sind, daß es dort bis Ende Juni an 2 Millionen Kriegswaisen gab, die den Vater durch den Krieg verloren haben. Lieber Leser, denke jetzt nur ein wenig darüber nach, was eine solche Zahl an Lebensweh auf Jahre hinaus bedeutet. Der Kalendermann hatte vor einigen Monaten auf einige Tage in der Hauptstadt eines kriegsführenden Landes zu weilen. Ach, war das ein Mangel und eine Teuerung an allen Ecken und Enden. Auch für teuerstes Geld ein Essen, an dem man sich nicht sättigen konnte; von Milch oder Butter auch nicht eine Spur; neben fleischlosen Tagen auch fettlose. Das kleinste Stücklein Schokolade eine Delikatesse ohnegleichen

und eine Wurst, wie bei uns eine Servelat, ein Göttermahl. Mit einem Stück Gesichtseife als Geschenk konnte man die vornehmste Dame glücklich machen, die vor dem Kriege ein solches Geschenk als bittere Beleidigung betrachtet hätte.

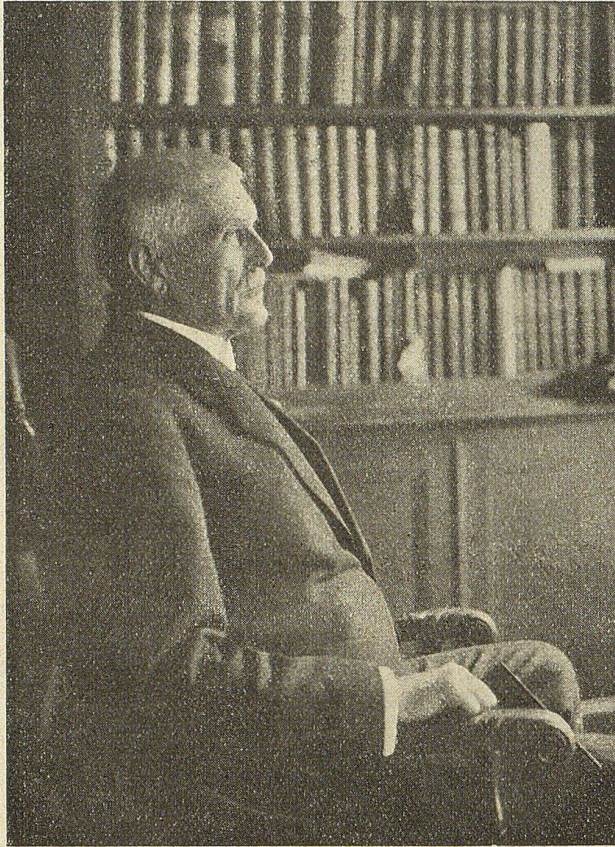
Und dann die Wäsche, die Kleider- und die Schuhnot. Auch reichste Damen und Herren nicht mehr besser gekleidet als bei uns jeder halbwegs anständige Arbeiter und jede anständige Bauernfrau; Lederschuhe ein fast unerreicherbarer Luxusartikel; Faden zum Kleider flicken fast gar nicht mehr erhältlich. Als der Kalendermann einmal zum schweizerischen Gesandten jener Stadt eingeladen war, erzählte ihm dessen Gattin, daß sie soeben von einer Ausstellung komme, in der Kleiderstoffe und Kleider aus Torffaser und Leibwäsche aus Papier ausgestellt waren, welche Artikel jetzt stark getragen würden. Mein Gott, was sah man für blasse Kinder- und Frauengesichter und was für abgekehrte Männergestalten. Und doch hörte man fast nie eine laute Klage, dagegen immer wieder: „Wir müssen durchhalten.“ Wie in jener Hauptstadt, ist es auch in andern, so in Wien, wo es im Juni noch 70 Gramm Brot täglich — und zwar miserables Brot — auf



Arthur Schieß †

den Kopf gab, der Preis einer Herrenkleidung auf 1000 Kronen gestiegen war und eines Paares Herrenschuhe auf 500 Kronen. Als der Kalendermann damals in die Schweiz zurückkehrte und wieder unsere Metzgerladen voll saftiger Fleischstücke und praller Würste sah, die Bäckerladen voll schmachtendes Brot, die Lebensmittelladen mit Vorräten aller Art, unsere Kleider- und Schuhmagazine sah und alle die rotwangigen Gesichter und zum ersten male wieder einen währschaften Milchkaffee trank, da war es ihm wie in einem Paradiese. Ja, meine verehrten Leser und Leserinnen, man muß das draußen miterlebt und mitangesehen haben, dann weiß man erst, wie unendlich besser, wie gut wir noch im Vergleich zu anderen daran sind.

Dabei läßt sich freilich nicht leugnen, daß auch bei uns der Mangel und die Teuerung in fast allen Dingen in erschreckender Weise zugenommen hat und noch zunimmt. Der Kalendermann hat, ehe er diesen Gruß schrieb, die Chronik der Ereignisse in Bund und Kantonen seit der letzten Kalenderumschau durchblättert. Und da hat er als erstes Merkmal herausgefunden, daß seither keine Sitzung der eidgenössischen Räte und fast keine Sitzung von Kantonsräten und keine Sitzung von Stadträten mehr vorübergegangen ist, ohne daß Lebensunterhalt-Fragen dieser und jener Art zur Sprache gekommen wären. Zuerst hat es manche bei uns gegeben, die wegen den ewigen Brot-, den Erdäpfel- und Obstdebatten, den Kohlen- und Holzdebatten in den Räten die Achseln zuckten. Wenn man aber das Ganze ruhig überblickt, so ist es die Uebersetzung jener Bitte im vornehmsten Gebet der Christenheit, das der Herr selber ihr gab, die lautet: „Unser tägliches Brot gib' uns heute“. In der letztjährigen Umschau war geschrieben, daß die Zeit nun heranrücke, in der auch die Schweiz zur Rationierung von Lebensmitteln und Bedarfsartikeln, sowie zu Brot- und Milchkarten-Zusflucht nehmen müsse. Wir haben diese Rationierung und diese Karten nun schon längst und für viele andere Artikel noch dazu, für Reis, für Zucker, für Kartoffeln, für Fett usw. Gleichzeitig hat es in Bern eine neue Zentrale, ein neues eidg. Lebensmittelamt nach dem andern gegeben, sodaß jetzt das eidgen. Volkswirtschaftsdepartement allein an 2000 Beamte und Angestellte zählt. Das alles hat zwar die rapid zunehmende Verteuerung nicht aufhalten und nicht den steigenden Mangel in manchen Produkten beseitigen können; es hatte auch viel Schererei und allerlei Unbequemlichkeit für den einzelnen Bürger im Gefolge, mehr noch für seine gute, liebe Frau. Aber im ganzen hat sich das System als eine große Wohlthat erwiesen, für die man den Behörden danken muß, obgleich der hl. Bureaukratismus auch eine Reihe Verfehrtheiten beging, ohne die es bei ihm ja schon in normalen Zeiten nie abging. Es ist auch bei uns nicht zu übersehen, daß den Behörden eine für sie neue Tätigkeit zugeteilt war, daß sie ferner hiezu neue, vielfach nicht eingeschulte Leute, mangels anderer, heranziehen mußten, und vor allem ist nicht zu übersehen, daß es leicht ist, über etwas schimpfen, schwerer, es selber besser machen. Man muß sich, wenn man gerecht sein will, immer wieder fragen: Was war und ist das Ziel dieser ganzen



Alt-Bundespräsident Adrien Lachenal †

amtlichen vorsorglichen und versorglichen Tätigkeit? Nicht das Ziel ist, dafür zu sorgen, daß jeder genug bekommt, denn das zu erreichen wäre total unmöglich. Dagegen ist das Ziel, daß jeder wenigstens das Notwendigste zum Leben erhalten kann, und dies, wenn er arm ist, zu einem erträglichen Preise. Dieses Ziel ist bisher erreicht worden: die erträglichen Preise in den Hauptbedarfsartikeln für die ärmere Bevölkerung durch bedeutende Zuschüsse von Bund,

Kantonen und Gemeinden, das Notwendigste für jeden durch eine energische Anbaupolitik, durch eine unermüdete Einfuhrpolitik und eine verständige Rationierungspolitik. Das muß man aber leider in den Kauf nehmen, als das Unabänderliche, daß das bloße Notwendigste eben doch Mangel bedeutet, der gerade bei uns umso härter empfunden wird, als nur wenige Völker sich eine so gute Ernährung und eine so gute Lebenshaltung gestatteten wie die schweizerische Bevölkerung in den letzten Jahrzehnten.

Als zweites Merkmal beim Durchblättern der Tagesereignisse fand der Kalendermann eine unheimlich zunehmende Verbitterung zwischen Produzenten und Konsumenten, d. h. zwischen Bauer einerseits und Arbeiter und Städter andererseits. In der letzten Umschau war von der leidigen Entfremdung zwischen „Deutsch“ und „Welsch“ infolge des Krieges die Rede. Seither ist die oben genannte Verbitterung fast noch bedenklicher geworden als die andere. In

Arbeiter- und Städterkreisen hagelt es nur so von Vorwürfen über die Profitschinderei, die Wucherei und Hamsterei des Bauers. Dieser aber räsonnierte wieder über die Verlogenheit solcher Anklagen und über die Unverschämtheit der Zumutungen, die man von jener Seite an sie stellt. Und merkwürdig — Schreiber dies ist Mitglied eines Kantonsrates, in dem die beiden Lager sich nun schon wenigstens ein dutzendmal derart zerzausten — dabei aber betonten die Arbeitervertreter immer wieder, sie gönnten dem Bauern ein rechtes Einkommen, und die Bauernvertreter erklärten, sie seien auch dafür, daß Arbeiter und Angestellte einen auskömmlichen Lohn beziehen, damit sie die Teuerung aushalten können. Der Kalendermann meint nun, daß man sich gegenseitig doch nicht die Haare auszureißen braucht, wenn man gleichzeitig sich doch so viel Gutes wünscht. Der Kalendermann lobt unsern Schweizerbauer — freilich nicht jeden, aber Fehlnummern hat jeder Stand — er hat sich gerade im letzten Jahre ein



1. Pfarrer J. Raegi †, Niesen. 2. Kunstmaler Hans Bachmann †, Luzern. 3. Pfahlbauforscher Dr. Jakob Messli-  
kommer †, Megikon. 4. Pfarrer Chr. Tester †, Horn. 5. Kunstmaler Ferdinand Hodler †, Genf. 6. Professor  
Dr. Theodor Kocher †, Bern. 7. Oberstkorpskommandant Rudeoud †. 8. Oberstdivisionär de Loys †. 9. Oberst-  
korpskommandant Fahrländer †, Aarau.

großes Verdienst um die schweizerische Volksernährung erworben, das öffentlichen Dank verdient. Um das für die Volksernährung aufzubringen, was ihm von behördlicher Seite auferlegt war, mußte er sich förmlich abrackern, aber nicht bloß er, sondern auch seine brave Frau und seine

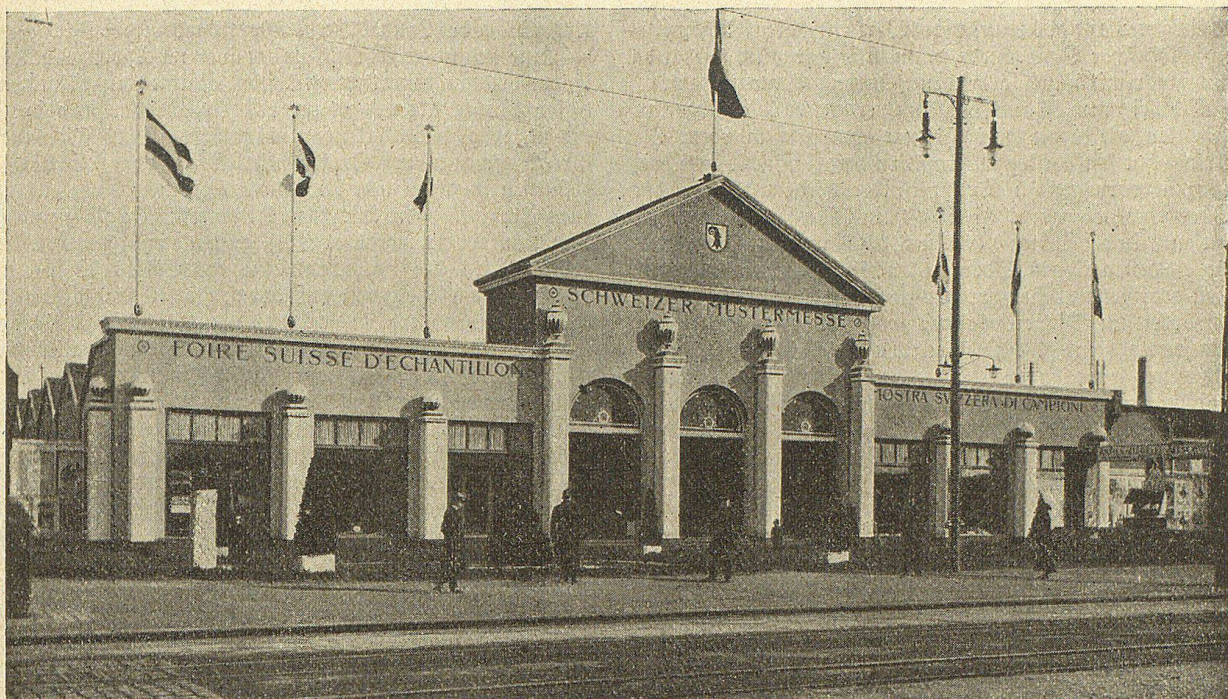
Buben und Meitschi, selbst wenn diese noch halbwegs in den Kinderschuhen steckten. Dabei hatte er sich eine ewige amtliche Hineinregiererei, Kontrolliererei und Reglementiererei gefallen zu lassen, daß vom „freien“ Schweizer Bauer auch nicht ein Bröschchen mehr übrig blieb. Wären unsere

Bauern weniger willig gewesen, würden sie noch die alten „trutzigen Puren“ von ehedem gewesen sein, der Mangel bei Arbeiter und Städter würde ein anderer, härterer geworden sein. Gewiß sie haben Geld verdient. Aber das gehört ihnen. Bis aber so ein Mittelbauer das ablaufende Jahr nur 3000 Fr. mehr einnahm, als früher, brauchte er noch besonderes Glück. Und selbst wenn ihm dieses beschieden war, war die Arbeit seiner Frau und Kinder auch dabei, eine aufreibende Arbeit für alle; in Abzug aber kommen die höheren Löhne auch für den Bauern, der höhere Zinsfuß und die enorme Verteuerung alles dessen, was er anschaffen mußte. Was bleibt dann noch? Sicher nicht mehr als die Gehaltsaufbesserung und Teuerungszulage eines Tramkondukteurs der Stadt Zürich ausmachen. Also vergönnt dem Bauern seinen Verdienst nicht und erhält seinen guten Arbeitswillen, denn ohne diesen würden alle Lohnerhöhungen und Teuerungszulagen nichts mehr nützen. Den Bauern aber möchte der Kalendermann sagen: Haltet Arbeiter und Städter in Ehren. Man vergißt gar zu leicht auf bäuerlicher Seite, was es in der heutigen Zeit heißt, eine Familie auch nur bescheiden durchzubringen, wenn alles und jedes gekauft werden und man noch zu Miete wohnen muß. Was sind noch 8—9 Fr. Lohn im Tag, da ein Pfündlein Speck 7 Fr. und mehr, ein Ei 50 Rp., ein Pfund Erdäpfel 20 Rp. und ein Paar Schuhe 40 Fr. kosten. Und wenn ihr auf dem Lande lest, in der Stadt seien die Kinos überfüllt und alle Wirtshäuser besetzt, so ist das meist ganz anderes Volk, als man dort meint. Der Kalendermann ist überzeugt, daß es später in der Geschichte heißen wird, daß ein Hauptverdienst am guten Durchhalten der Schweiz während des Krieges der Schweizer Bauer und Arbeiter besaßen, der erstere durch eine willige Hingabe für die Mehrung der Lebensmittelproduktion, der andere durch sein verständiges Sichfügen in die anhaltend erschwerte Lage. Das ist nämlich auch zu sagen, daß kein Land in ganz Europa während des Krieges bisher im Kapitel Arbeiteraufbruch, Arbeiterausschreitungen usw. auch nur annähernd so gut weggekommen ist, auch kein neutrales, wie die Schweiz. In Spanien, Holland, Schweden und Norwegen sind ganz andere Dinge passiert.

Im Zusammenhange mit dem zuletzt Gesagten möchte der Kalendermann nun noch ein drittes Merkmal der letzten Zeitchronik hervorheben; es ist das starke Hervortreten der Sozialdemokratie. Der Kalendermann ist entschiedener Gegner der sozialdemokratischen Weltanschauung, weil sie nach seiner Ueberzeugung eine falsche ist und ihr Sieg ein Unglück für unser Land und Volk wäre. Das hindert aber nicht, anzuerkennen, daß die Führer dieser Partei in den eidgenössischen, in kantonalen und kommunalen Räten sich während dieses Krieges entschiedene Verdienste erworben haben durch ihre konsequente Initiative in der schweizerischen Landes- und Volksversorgung. Es ist zuzugestehen, daß ohne diese Initiative vielleicht manches nicht geworden wäre, das getan zu haben sich nachträglich als Wohlthat erwiesen hat. Aber so wie diese Initiative betrieben wurde, ward sie dann vielfach wieder zum Unrecht und zum öffentlichen Schaden und Hemmschuh. Die Art der Agitation gestaltete sich vielfach zur ungerechten Schürung von Mißtrauen und Verbitterung gegen die Behörden, der Unzufriedenheit und des Hasses gegen die andern Volksklassen und zur Aufwiegelung der sozialdemokratischen Bevölkerung in den größeren Bevölkerungs- und Industriezentren zu unüber-

legten Schritten. Die bösen Früchte dieses Tuns blieben auch nicht aus. Die extreme Richtung dieser Partei, besonders die sozialdemokratische „Jungburschenschaft“, predigte kühn die Revolution und glaubt sich nicht mehr an Gesetz und Ordnung kehren zu sollen, besonders nachdem die Bolschewikitäten in Rußland viele Köpfe vollends verdreht hatten und auch noch gewisse dunkle Auslandelemente als stille, aber gefährliche Hezer tätig waren. So kam denn, was kommen mußte. Es kam im November 1917 zum blutigen Krawall in Zürich-Außersihl, im Frühling und Sommer dieses Jahres zu neuen Ausschreitungen in Zürich, in Basel, Biel und Lugano, sowie zu einer ganzen Reihe von Streiks, unter denen es freilich auch durchaus berechnete gab. Mehr als einmal drohte auch ein allgemeiner Landes-Generalstreik. Glücklicherweise behielten aber die verständigen Elemente in der sozialdemokratischen Partei hier die Oberhand und der Generalstreik unterblieb. Er wäre für die arbeitenden Klassen selber ein Unglück gewesen und hätte unser liebes Vaterland in erste Gefahren von außen gestürzt. Die Behörden hatten bei den vorgekommenen Ausschreitungen meist eine glückliche Hand. Sie wußten zu zügeln und einzudämmen, ohne übermäßige Strenge walten zu lassen. Das hinderte zwar nicht, daß die einen über „Rosaftwirtschaft“ zeterten, während andere umgekehrt die Behörden der Schwäche beschuldigten, was aber nur zeigt, daß es in Zeiten wie jetzt kein Schleck ist, Bundesrat oder Regierungsrat oder auch nur Gemeinderat zu sein.

Je länger der Krieg dauert, um so schmerzlicher empfinden wir unsere Abhängigkeit von außen. Beide kriegsführenden Parteien lassen uns fühlen, daß wir sie nicht entbehren können, und der Bundesrat mußte nach allen Seiten „Bitti und Bätti“ machen, trotzdem es gleichzeitig nicht an Belobigungen von den verschiedensten auswärtigen Regierungen für alles das Gute fehlte, das die Schweiz Angehörigen der kriegsführenden Staaten bei den Durchtransporten von Evakuierten, von Schwerverwundeten aller Nationen und den internierten Kriegsgefangenen erwiesen hat und noch erweist. Eine Weile war die Gefahr groß, daß Getreide- und Kohlenzufuhren ins völlige Stocken geraten könnten. Aber in letzter Stunde hielten die Vereinigten Staaten uns gegenüber getreulich Wort und lieferten ansehnliche Posten Getreide, Fett und andere unentbehrliche Dinge. Andererseits konnten wir uns wegen der Kohlen mit Deutschland neuerdings arrangieren, müssen aber jetzt einen graufig hohen Preis für die Kohle bezahlen. Aber wir leben in einer Zeit, in der man nicht mehr fragen darf, was etwas kostet, sondern froh sein muß, wenn man es überhaupt bekommt. Das eben macht es, daß einerseits kein Lohn und kein Gehalt mehr „b'schüßt“ und andererseits alles so teuer wird, daß gewisse Erwerbstätigkeiten, wie die so wichtige Bautätigkeit, fast zum Stillstand verurteilt sind. Für beides nur ein paar Beispiele: Die Stadt Zürich hatte vor Jahresfrist ihren 5000 Beamten, Angestellten und Arbeitern Gehalts- und Lohnerhöhungen im Gesamtbetrag von 5 Millionen Fr. gewährt; das reichte aber bei weitem nicht mehr und es wurden Anfang Juli wieder Teuerungszulagen in annähernd gleichem Betrage beschossen, das macht zusammen 10 Millionen für Gehalte und Löhne im Jahre, das heißt genau soviel wie der Jahresertrag der städtischen Gemeindesteuer. Und wie steht es mit den Baupreisen? Ein ehrenwerter Baumeister hat dem



Halle der Schweizer Mustermesse in Basel

Kalendermann eine Liste mit Preisangaben zugestellt, was es jetzt kostet; die Zahlen in Klammern geben den Kostenpreis vor zirka 10 Jahren an: Betonmauerwerk im Keller, der Kubikmeter 65 Fr. (20), Umfassungsmauerwerk der Fassaden aus Beton 95 Fr. (32), abgebandenes und aufgerichtetes Bauholz der Kubikmeter 215 Fr. (52), Schrägböden der Quadratmeter Fr. 7 (1.35), Eisenbalken für Gebälke per Kilo 1 Fr. (15 Rp.), gewöhnliche halbrunde Dachkennel der Meter Fr. 9.50 (2.20), gewöhnliche Zimmertüren, fertig angeschlagen, das Stück Fr. 84 (26), glatter Delfarbanstrich auf Holz der Quadratmeter Fr. 3.50 (90 Rp.) usw. Zu diesen Preisen baue nun einer. Den diesjährigen Appenzeller Kalender müßt Ihr, liebe Leser, schon wegen dieser Zahlen für Kinder und Kindeskind aufheben. Es wird sie einst interessieren, wie es in der Welt ausfiel, als sie „drunter und drüber“ war.

Als wäre es an allem andern noch nicht genug, haben wir nun auch noch eine recht tödliche Grippeepidemie bekommen, die auch die „spanische Krankheit“ genannt wird, weil sie zuerst in Spanien — im Laufe des diesjährigen Frühling — auftrat, um dann ihre Kunde durch ganz Europa zu machen und zur Zeit der sonstigen Fremdensaison auch bei uns als sehr unwillkommener fremder Gast zu erscheinen. Es ist eine Art Influenza. Zuerst hieß es, die Krankheit sei zwar ansteckend im höchsten Maße, aber sehr „gutmütig“. Es sollte sich zeigen, daß das erstere nur zu wahr ist, daß jedoch diese gutmütige Krankheit nicht nur äußerst schmerzhaft ist, sondern auch das Leben kosten kann. Vielerorts in der Schweiz warf sie die Menschen gleich scharenweise ins Bett. Die Hälfte und mehr Schüler in Schulen, die Hälfte und mehr Arbeiter und Arbeiterinnen in Betrieben erkrankten von einem Tag auf den andern daran, sodaß z. B. die Behörden von Bern, Freiburg und

Solothurn die Schließung der Schulen anordnen mußten, in Bern und im Aargau sogar die Schließung aller Gottesdienste, wiederum die Schließung von Kinos, Theatern usw. und ein Verbot aller Versammlungen. Besonders scharf nahm die Krankheit unsere Truppen an den Grenzen mit, in Basel- und Solothurnerbiet, im Jura, im Tessin usw. Bis 20. Juli sind bereits über 300 Mann im blühendsten Alter dahingerafft worden, auch Militärärzte und Sanitäter. Dabei stellte sich heraus, daß es mit unsern Militär-sanitäts-Einrichtungen teilweise äußerst schlecht bestellt war, sodaß nicht nur die Presse aller Parteien dagegen reagierte, sondern daß auch der bernische Stadtrat fast einstimmig gegen die Leitung der Militärsanität Protest erhob. Es hat ohnehin bei der Grenzbesetzung manches nicht geklappt; nun kommt auch das noch, damit der Geist der Unzufriedenheit weiteres Futter erhält.

Der Kalendermann hat noch den einen und andern Punkt notiert, über den er seinen alten Freunden vom Appenzeller Kalender etwas sagen möchte. So über den Ausfall der Nationalratswahlen im letzten Herbst, über die eidgenössische Bundessteuerabstimmung, über den Lebensantritt von Neu-St. Gallen, über das kantonale Frauenstimm- und Wahlrecht im Kanton Zürich usw. Aber da erhebt der Kalenderverleger den Drohfinger und sagt: „Mein Freund, denke an die heutige Papiernot und zügle deine Feder.“ Aber Einiges soll doch noch geschrieben werden. Ein Lichtblick in trüber Zeit sind die Millionen, die die schweizerische Nationalspende zu mehrerer Unterstützung notleidender Wehrmänner und Wehrmännerfamilien einbrachte. Fast alles Volk hat sich freudig an ihr beteiligt, Herr und Arbeiter, Bauer und Handwerker, vor allem auch unser Frauengeschlecht. So sind wir Schweizer: Wir kritisieren gerne, raisonnieren und wettern; aber wenn

es ein gutes und gemeinnütziges Werk gilt, einen Akt gemein-  
eidgenössischer Bruderliebe, dann sind wir auch wieder da  
und zwar mit willig gebenden Händen. Schweizerart.

Schweizerart ist auch, segnend verdienter Mitbürger zu  
gedenken, die in die ewige Heimat abberufen wurden. Die  
Armee hat seit der letzten Umschau den Hinscheid von drei  
ganz hervorragenden Truppenführern zu beklagen, der  
Obersten Audeoud, de Loyz und Fahrländer. Es  
hat einst in der Schweiz geheissen, der Argau sei das Land,  
wo die besten eidgen. Obersten wachsen; das war noch zur  
Zeit des General Herzog. Es ist seither auch darin anders  
geworden im Schweizerlande; aber Oberst Fahrländer  
hat jenem heute fast verschollenen Spruch Ehre gemacht  
als einer jener hohen Militärs, die nicht nur treffliche  
Kommandanten ihrer Truppen, sondern denen diese auch  
ans Herz gewachsen sind und die deren Art verstehen.  
Oberst Audeoud, ein Genfer, galt als ein allererster un-  
serer Heereskommandanten, dessen Namen auch genannt  
wurde, als es sich bei Kriegsausbruch um die Wahl des  
Armeegenerals handelte. Besonders unsere westschwei-  
zerischen Truppen hatten ein fast unbegrenztes Vertrauen  
zu Audeoud. Desgleichen war Oberst de Loyz, der  
Sprosse eines alten Waadtländer-Geschlechtes, einer der  
glänzendsten Erscheinungen in unserer Armee, dabei ein  
Charakter von echter Ritterlichkeit. Die Maler Bach-  
mann und Hodler waren auch Obersten, aber solche im  
Reiche der Kunst. Bachmann freilich mehr nur als treff-  
licher Schweizermaler nach altem Schrot und Korn, wäh-  
rend Hodler sich von ganz unten herauf unter tausend Ent-  
behrungen zu einem größten Künstler seiner Zeit empors-  
chwang, um dessen Namen sich schließlich Weltruf und  
Weltruhm flocht. Er war einer jener gewaltigen Künstler,  
die bahnbrechend für ihre ganze Kunst sind und ihr — zu-  
erst unter fast allgemeinem Protest, später aber unter eben-  
so allgemeiner Bewunderung — neue Bahnen wiesen.  
Was z. B. der Deutsche Richard Wagner seinerzeit für das  
Reich der Musik war, das wurde Hodler für dasjenige der  
Malerei. Es gab eine Zeit, da der junge, hungernde  
Künstler gelegentlich eine Skizze für ein Mittagessen aus-  
hingab; später wurde ihm jeder Pinselstrich doppelt und  
dreifach mit Gold aufgewogen. Der heimgegangene schwei-  
zerische Diakonissenvater, Pfarrer F. Kägi in Riehen bei  
Basel, war ein Oberst auf dem Gebiete christlicher Nächsten-  
liebe. Er stand dem dortigen großen Diakonissenhaus vor  
und war zugleich oberster Leiter einer Reihe schweizerischer  
und deutscher Diakonissenhäuser, die in jenem in Riehen  
ihre Mutterstätte ehren. Ein Oberst in seinem Fache war  
endlich der verstorbene Universitätsprofessor Dr. Kocher  
in Bern, der als Chirurg mit Recht einen europäischen Ruf  
besaß. Mit dem Tode von Alt-Bundesrat Ständerat La-  
chenal verlor die freisinnige Partei des Kantons Genè ihren  
gewandtesten Führer und glänzendsten Redner. Beim Tode  
von Pfr. Tetter beklagte die protestantische Kirche der öst-  
lichen Schweiz den Hinscheid einer ihrer bedeutendsten Gegen-  
wartsgestalten, hervorragend als Kanzelredner, hervor-  
ragend als Mann der Feder, hochverdient auch in seinem Wirken  
auf gemeinnützigem Gebiete. Dem alten Papa Messli-  
kommer von Wezikon hätte aber niemand prophezeit, daß  
er, der echte Zürcher Bauersmann einen Ruf in der schwei-  
zerischen Gelehrtenwelt bekommen und den Dokortitel erhal-  
ten würde. Das kam deshalb, weil er sich um die schweizerische  
Pfahlbautenforschung und damit um die Aufdeckung der

Urgeschichte des Landes Verdienste erwarb wie wenig andere.  
— Eine besondere Ehrenstelle hat aber der Appenzeller Ka-  
lender diesmal dem Andenken eines Mannes einzuräumen,  
dessen Ruhm als Wohltäter des Appenzeller Ländchens  
bis in ferne Zeiten erklingen wird. Es ist der Herisauer  
Großkaufmann und Großindustrielle Arthur Schieß,  
gestorben im Alter von 76 Jahren auf einem Spaziergang  
zum Seealpsee beim Weißbad-Appenzell. Es ist je und je  
der Ruhm der Außerrhodler Großkaufleute und Industriellen  
gewesen, für des Ländchens und des Volkes Wohl und  
Nutzen eine offene Hand zu besitzen; speziell war dies auch  
der Ruhm des alten, hochangesehenen Geschlechtes der He-  
risauer „Schießen“. Arthur Schieß überragt aber mit  
seinem Verstand alle früheren Landeswohltäter weit. Wie  
sein Vater ward auch er Kaufmann und trat nach erfolg-  
tem Tode desselben 1873 mit seinem Bruder in die Firma  
Zähler & Schieß, deren Name seit einem Mannesalter  
fast einem jeden Kinde geläufig ist. Er war ein großan-  
gelegter Kaufmann durch und durch, an dessen Fersen sich  
der Erfolg klebte, wie beim großen Feldherrn der Sieg.  
So wurde Arthur Schieß im Laufe der Jahre einer der  
reichsten Männer nicht bloß des Appenzellerlandes, son-  
dern der Schweiz überhaupt. Daneben war er eine wahrhaft  
religiöse Natur und ein großer Naturfreund. Man kann  
aber nicht ein wirklich religiöser Mensch sein ohne ein  
warmes Empfinden für alle Not seiner Mitmenschen und  
kann nicht ein Naturfreund sein, ohne zugleich Freund des  
Völkchens zu sein, das diese Natur bewohnt und ihr zum  
äußern Reiz den innerlichen Schmuck gibt. So war es  
beim Heimgegangenen. Er spendete schon zu Lebzeiten ge-  
waltige Summen an die verschiedensten wohltätigen und  
gemeinnützigen Zwecke und Werke des Ländchens, und es  
ist seit den 80er Jahren des letzten Jahrhunderts wohl  
kaum eines von Belang entstanden, das nicht in seinen Listen  
den Namen Arthur Schieß als eines Hauptspenders führt.  
So hat er einzig an ein außerrhodisches Irrenhaus seit  
1893 Fr. 800.000. — gespendet. In seinem Testamente setzte  
er seinem Wohltun zu Lebzeiten erst noch die Krone auf. Es  
enthielt Vergabungen im Gesamtbetrage von Fr. 3,400,000,  
je eine Million für eine Alters- und Invalidenversicherung  
im Kanton Appenzell A. Rh. und im Kanton St. Gallen,  
je Fr. 100,000. — für die Armen in St. Gallen und He-  
risau, je Fr. 100,000. — der Krankenanstalt und der Irren-  
anstalt in Herisau, je Fr. 200,000. — dem Herisauer  
Bürgerasyl und dem St. Galler Asyl für alleinstehende  
Frauen, je Fr. 250,000. — dem Freibettenfonds des  
St. Galler Kantonsospitals und den Angestellten und Ar-  
beitern von Zähler & Schieß. In der Blütezeit des mittel-  
alterlichen Kaufleutetums in Augsburg und Antwerpen  
hieß es von einzelnen unter ihnen, sie seien gewesen wie  
Könige. Arthur Schieß hatte nicht die Gebahrung eines  
Königs, sondern jene eines richtigen, vornehmen Appen-  
zellers und Schweizerbürgers. Aber ein König war er  
doch, ein König im Wohltun, und das ist die edelste Krone,  
die dem Menschen werden kann. Nur wenige können ein  
solcher König sein. Aber allen ist die Gabe geworden, das  
gleiche warme Herz, das er für menschliche Not und des  
Volkes Anliegen hatte, zu besitzen und nach Maßgabe der  
Kräfte des Einzelnen Helfer zu sein. Die rege Betätigung  
dieser Gottesgabe an den Mitmenschen war nie notwendiger  
als in der jetzigen Leidenszeit. Sie möge allen lieben Lesern  
und Leserinnen des Appenzeller Kalenders zu eigen sein.